Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 7

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

BILDUNGSPOLITIK UND AUSBAU DER HOCHSCHULEN

Das Konzept des Humankapitals

In der modernen Bildungsökonomie spielt das Konzept des Humankapitals eine wichtige Rolle. Ausgangspunkt bildet die Überlegung, dass die den Menschen innewohnende Arbeitskraft erst durch gezielte Erschliessung voll zur Entfaltung gelangt. Ähnlich wie die Ressourcen der Natur, die ohne entsprechende Bearbeitung keine oder nur äusserst geringe Erträge abwerfen, erweist sich auch der Faktor Arbeit als wenig ergiebig, wird er nicht gestaltenden Aktivitäten unterzogen. Mithin stellen *Bildung und Ausbildung* Prozesse dar, welche der *Erschliessung von menschlichen Ressourcen* dienen.

Der von der *modernen Bildungsökonomie* entwickelte gedankliche Ansatz, so sehr er die Diskussion angeregt hat, ist jedoch nicht völlig neu. Dass die im Menschen schlummernden Kräfte gepflegt und zur Entfaltung gebracht werden müssen, ist rund zwei Jahrhunderte früher bereits von Pestalozzi verkündet worden. Stand für ihn und später für die etwa an Humboldt orientierten Strömungen allerdings das Anliegen der Bildung im Vordergrund, so ist im Gefolge der modernen Bildungsökonomie eine deutliche Akzentverschiebung eingetreten: Das vorrangige Ziel wird nunmehr in der *Intensivierung der anwendungsbezogenen Ausbildung* erblickt. Die den Menschen innewohnenden Kräfte sollen vor allem im Blick auf ihren Einsatz für die von einer Wirtschaftsgesellschaft verfolgten Produktionszwecke erschlossen werden.

Hier ist nicht der Ort, um das Verhältnis von Bildung und Ausbildung grundlegend zu erörtern. Die Feststellung muss genügen, dass trotz nicht zu übersehender Unterschiede in der Stossrichtung Bildung und Ausbildung aufs engste miteinander verknüpft sind. Stets aber erfordert die umfassend angelegte Förderung der anwendungsorientierten Ausbildung sehr beträchtliche Arbeitsleistungen und Sachmittel. Für die Zwecke der Forschung werden Forscher und Forschungseinrichtungen benötigt; zur Lehre, deren Ausbau im Zentrum der bildungspolitischen Aktivitäten steht, bedarf es geeigneter Lehrkräfte und Unterrichtsräume, Demonstrationsobjekte, Bibliotheken usw.

Der mit Hilfe von Arbeitskräften und Sachmitteln eingeleitete Erschliessungsprozess führt zu einer speziellen Form der Kapitalbildung, eben jener von *Humankapital.* Kennzeichnend für jede Art von Kapitalbildung ist, dass sie künftige Produktionsströme zum Fliessen bringt; andererseits kann aus ihr der laufenden Gesamtproduktion eine gewisse Beeinträchtigung erwachsen. So ist durchaus möglich, dass bei einer kräftigen Ausweitung des gesamten Bildungssystems vorübergehend weniger Sozialprodukt erzeugt wird. Zwar wertet man die Tätigkeit der Ausbilder selbst durchaus als produktiv;

gleich wie die für Bildungszwecke geschaffenen Sachanlagen werden in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung auch die Dienste der Ausbilder als Leistungserstellung ausgewiesen. Dennoch bleiben als Folge der intensivierten Ausbildung die Jugendlichen länger vom eigentlichen Produktionsprozess fern; sie erbringen in diesem Sinne keine Leistungserstellung.

Nun mag dies in Zeiten der Arbeitslosigkeit als nicht unwillkommene Nebenwirkung empfunden werden, da jeder in der Ausbildung Stehende den Arbeitsmarkt nicht unmittelbar beansprucht. Das entscheidendere Problem besteht jedoch darin, abzuklären, in welchem Ausmasse *künftige Produktionsströme über eine Ausweitung des Bildungssystems* zum Fliessen gebracht werden können. Von ihrer Beantwortung hängt nicht zuletzt die Entscheidung darüber ab, wie weit die ausbildungsorientierte Erschliessung des Faktors Arbeit überhaupt vorangetrieben werden soll. Die Frage stellt sich um so mehr, als eine einseitig betriebene Erschliessung, von der Nachfrage nach speziell ausgebildeten Arbeitskräften her gesehen, häufig gar nicht voll honoriert wird und gerade unter jüngern Akademikern neue Formen der Arbeitslosigkeit hat entstehen lassen.

Verteilungswirkungen der Bildungspolitik

Nach wie vor besteht eine der zentralen Aussagen der modernen Bildungsökonomie darin, dass die mit der Ausweitung des gesamten Ausbildungsangebots eingeschlagenen Produktionsumwege als mehrergiebig qualifiziert werden: Die künftige Leistungsabgabe des Produktionsfaktors Arbeit erfährt eine Verbesserung; bei mengenmässig gleichem Arbeitseinsatz resultiert nunmehr ein grösseres Produktionsergebnis. Jedenfalls wird ersichtlich, dass der *ursprüngliche Ansatz der modernen Bildungsökonomie betont wachstumsorientiert* ist. Im Mittelpunkt des Interesses steht die konkrete Nutzbarmachung von Forschung und Lehre für den Produktionsprozess.

Die produktionsorientierte Betrachtungsweise der Bildungspolitik schliesst die Einbeziehung anderer Aspekte keineswegs aus. Allein, im Rahmen der so eingeschlagenen Betrachtungsweise ist stets zu prüfen, wie sehr die Erschliessung von Humankapital mehrergiebig ist. Denn die für eine beträchtliche Ausweitung des Bildungsangebots benötigten Ressourcen stehen für andere Produktionszwecke offensichtlich nicht mehr zur Verfügung. Zugleich ist der *richtigen Strukturierung des erweiterten Bildungsangebots* besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Werden beispielsweise an den Universitäten relativ zu viele Studienplätze neu geschaffen, die letztlich auf Kosten des Ausbaues anderer Studienplätze, etwa an Fachhochschulen beziehungsweise an höheren Lehranstalten gehen müssen, so ist die Effizienz des erweiterten Bildungsangebots nicht ausreichend gewährleistet.

Der Vorstellung, wonach das Humankapital verstärkt zu erschliessen sei, liegt die weitere Annahme zugrunde, es schlage sich die verbesserte Arbeitsqualität bei den nutzniessenden Arbeitskräften zugleich in höheren Einkommen nieder. Damit wird deutlich, dass die Bildungspolitik zugleich eine *ausgeprägt verteilungspolitische Tragweite* besitzt. In der Tat haben sich die bildungspolitischen Diskussionen ebenfalls an der

Frage entzündet, ob im Sinne der allseits geforderten *Chancengleichheit für alle Bildungswilligen* effektiv gleiche Zugangsmöglichkeiten existieren. Da zudem offenkundig wurde, dass der Faktor Arbeit partiell noch beachtliche Entwicklungsreserven enthielt, lautete das anfängliche Rezept: Ausweitung des Bildungsangebots zur verbesserten Ausschöpfung der Begabtenreserven.

Erhöhte Ausgaben für Bildungszwecke führen allerdings nicht automatisch und nicht in jedem Fall zu bessern Zugangsmöglichkeiten zu Bildungseinrichtungen und damit zu bessern Erwerbschancen. Ins Gewicht fallende Verteilungswirkungen sind nur zu erwarten, wenn die *schichtenspezifische Verteilung der Bildungsgüter* gezielt auf die untern bis mittleren Einkommensschichten ausgerichtet wird. Überdies genügt hier die Herstellung der lediglich formalen Chancengleichheit noch nicht. Zum Teil stellt sich bereits im Vorfeld die Aufgabe, die Bildungswilligkeit dieser Schichten systematisch zu fördern.

Neben den Problemen der Strukturierung und schichtenspezifischen Verteilung von Bildungsgütern erhebt sich auch die Frage nach deren regionaler Aufteilung. Die Ausweitung des Bildungsangebots, insbesondere die Gründung neuer Universitäten, in bislang vom Bildungsgefälle negativ betroffenen Regionen hat nicht nur eine spezifisch bildungspolitische Tragweite; die bildungspolitischen Aktivitäten wirken sich dort überdies sowohl auf das Arbeitsangebot als auch auf die Nachfrage nach Arbeitskräften aus. Gerade im Hinblick auf die Forderung nach gleichwertigen Lebensbedingungen in allen Teilräumen eines Landes fällt daher der *Bildungspolitik* – genauer der Bildungsplanung als Entwicklungsplanung – beim *Ausgleich regionaler Disparitäten* eine besondere Rolle zu.

Prognosen und Planungsansätze

Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, dass die Ausweitung des gesamten Bildungsangebots der langfristigen Entwicklung einer Volkswirtschaft durchaus förderlich ist. Dort, wo die Schaffung zusätzlicher Studienplätze zu einseitig auf die universitäre Ebene ausgerichtet ist, werden allerdings Grenzen einzelner bildungspolitischer Ansätze deutlich. Die berechtigte Forderung nach Effizienz in der Bildungspolitik legt es nahe, vor allem auf die richtige Abstufung der verschiedenartigen Ausbildungsgänge, sehr aber auch auf die regional ausgeglichene Verteilung der angebotenen Studienplätze zu achten.

Nun genügen allgemein formulierte *bildungspolitische Zielvorstellungen* noch nicht; vielmehr müssen sie in konkrete Planungsansätze transformiert werden. Das bedeutet, dass *operationale Aussagen* darüber gemacht werden müssen, welche Anteile an Maturanden beziehungsweise Studienanfänger für einen Altersjahrgang vorzusehen sind. Zugleich sind entsprechende Aussagen über zusätzlich zu schaffende Studienplätze beziehungsweise über den Ausbau von Bildungseinrichtungen zu treffen.

Bei der Transformation derartiger Zielvorstellungen zeichnen sich zwei unterschiedliche Vorgehensweisen ab. Die *prognostische Variante* ist in erster Linie darauf ausgerichtet, die mutmassliche Entwicklung der Studentenzahlen zu schätzen. Naturgemäss haben solche

Prognosen eine ganze Reihe von Einflussfaktoren zu berücksichtigen. Kennzeichnend bleibt jedoch, dass die prognostizierten Studentenzahlen zunächst stets als Ergebnis einer gewissermassen selbsttätigen Entwicklung erscheinen. Erst in einer zweiten Phase haben ihr die bildungspolitischen Aktivitäten entsprechend zu folgen. Die in der Schweiz von den bildungspolitischen Instanzen, etwa vom Schweizerischen Wissenschaftsrat eingeschlagene Methode, kommt im Kern dieser prognostischen Variante gleich.

Demgegenüber tritt beim *programmatischen Ansatz* von vorneherein das aktive Handeln der Träger der Bildungspolitik stärker in Erscheinung. Die für erforderlich gehaltenen Studentenzahlen werden zum bildungspolitischen Programm erhoben und im Anschluss daran die notwendig erscheinenden sachlichen und personellen Kapazitäten errechnet. Dabei kann vorerst offen bleiben, ob die aufgestellten bildungspolitischen Programme sich vorrangig an gesellschaftspolitischen Vorstellungen über erweiterte Bildungsmöglichkeiten – ihnen entspricht der sogenannte «social demand approach» – oder an Überlegungen orientieren, welche die Einrichtung zusätzlicher Studienplätze auf Notwendigkeiten der Produktion – sogenannter «manpower approach» – zurückführen. Durchwegs finden die Überlegungen jedoch ihren *Niederschlag in konkreten Programmen.* Sie enthalten nicht nur Aussagen darüber, welcher Anteil eines Jahrganges einer höhern, universitären oder fachhochschulartigen Ausbildung zuzuleiten ist; meist werden auch detaillierte Finanzplanungen vorgelegt, welche die Realisierung der bildungspolitischen Programme sicherstellen sollen.

Bildungspolitische Vorstellungen in der BRD

Das Operieren mit umfassenden Bildungsprogrammen ist kennzeichnend für die bildungspolitischen Diskussionen in der Bundesrepublik Deutschland. Ausgehend von der Ende der sechziger Jahre verkündeten These von der Bildung als einem sozialen Grundrecht wurde die Forderung nach einer breiten Öffnung beziehungsweise nach einem grosszügigen Ausbau der Bildungseinrichtungen erhoben. Der damals gleichzeitig vor sich gehende wirtschaftliche Aufschwung schien dieser Forderung recht zu geben. So kam es zur *Aufstellung von umfassenden Bildungsprogrammen;* erwähnt sei etwa der Bildungsgesamtplan der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung. Er propagierte, es seien schrittweise bis 24 Prozent – im Bundesland Hessen war gar einmal die Zahl von 28 Prozent im Schwange – eines Altersjahrganges dem Abitur beziehungsweise dem Hochschulbereich zuzuleiten.

Unverkennbar ist in der Zwischenzeit eine *deutliche Ernüchterung* eingetreten. Einmal hat der Umstand, dass sich Studienplätze an Universitäten nicht so schnell wie an Gymnasien vermehren lassen, zu offensichtlichen Engpässen und in der Folge zur Festlegung eines *numerus clausus* für zahlreiche Studienfächer geführt. Die stark am «social demand approach» orientierten bildungspolitischen Programme sind andererseits mehr und mehr mit der Tatsache konfrontiert worden, dass Staat und Wirtschaft gar nicht sehr viele qualifizierte Arbeitsplätze zusätzlich zu vergeben haben. Überdies hat sich gezeigt, dass die forcierte Entwicklung der Abiturienten- beziehungsweise

Studentenzahlen partiell zu einem Absinken des Niveaus und von da her gesehen ebenfalls nicht zu verbesserten Chancen auf dem Arbeitsmarkt geführt hat.

Natürlich bleibt es einer Wirtschaftsgesellschaft unbenommen, die Bildungsmöglichkeiten in einem Masse zu öffnen, das die produktionsorientierten Erfordernisse weit übersteigt. Die *Bildung* wird alsdann zum *öffentlich angebotenen Konsumgut*. Schlägt man eine solche Politik ein, so kommen die politisch verantwortlichen Instanzen nicht darum herum, der studierenden Jugend deutlich zu machen, dass nicht jeder zusätzlich bereitgestellte Studienplatz die Aussicht auf einen gehobenen und einkommensmässig entsprechend dotierten Arbeitsplatz eröffnet. In der bisweilen etwas euphorisch geführten bildungspolitischen Diskussion haben sich derart mahnende Stimmen allerdings erst in jüngster Zeit vermehrt Gehör verschaffen können.

Immerhin ist nicht zu übersehen, dass in einzelnen Bundesländern die Bildungsprogramme recht unterschiedliche Ausprägungen erfahren haben. *Baden-Württemberg*, das angesichts eines kräftigen Nettozuganges von Studierenden aus andern Bundesländern nicht nur das hochschulfreudigste Land in der Bundesrepublik bildet, sondern sich zugleich durch eine im ganzen klug abwägende, realitätsbezogene Bildungspolitik auszeichnet, hat in einem kürzlich von der Landesregierung herausgegebenen Bericht «Chancen der jungen Generation in Ausbildung und Beruf» die sich abzeichnenden Perspektiven und die sich aufdrängenden Massnahmen umfassend dargestellt. Darin wird für die kommenden Jahre hinsichtlich der *Abiturientenzahl pro Altersjahrgang eine Bandbreite von 18,5 bis 21 Prozent* als Planungsziel aufgestellt und über entsprechende Massnahmen konkret auch angestrebt. Gleichzeitig spricht sich der Bericht für eine Hochschulzugangsquote von 22 Prozent als bildungspolitischem Eckwert aus. Letzterer ist gegenüber der Abiturientenquote deshalb höher angesetzt, weil weiterhin ein gewisser Nettozugang aus andern Bundesländern sowie eine angemessene Aufnahme von ausländischen Studierenden sichergestellt werden sollen.

Bei der Beurteilung der Hochschulzugangsquote von 22 Prozent ist zu berücksichtigen, dass die Zahl keineswegs nur die Studierenden an Universitäten, sondern auch jene an pädagogischen Hochschulen (Stätten der Lehrerausbildung), an Kunsthochschulen sowie an Fachhochschulen umschliesst. Von besonderem Interesse ist die im Bericht getroffene Feststellung, dass trotz der zur Zeit geschmälerten Berufschancen der Hochschulabsolventen *bei der Bereitstellung zusätzlicher Studienplätze nicht nachgelassen werden dürfe*. Hierfür seien nicht allein generelle gesellschaftspolitische Überlegungen massgebend. Angesichts der sich abzeichnenden Entwicklung, wonach auf die Studenten-Bergsituation der achtziger Jahre in den neunziger Jahren eine Talsituation folgen dürfte, lasse es sich bildungspolitisch durchaus verantworten, dass in gewissem Umfang «auf Vorrat» ausgebildet werde.

Die Schweiz im Vergleich

Ein Vergleich mit der Hochschulsituation in der Schweiz, wie sie sich aus Äusserungen verschiedener, mit bil-

dungspolitischen Fragen befasster Instanzen darstellt, fördert nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern auch deutliche Unterschiede zutage. Dabei sind die Unterschiede gar nicht so sehr hinsichtlich des prognose- beziehungsweise programmorientierten Vorgehens der Träger der Bildungspolitik zu suchen; vielmehr liegen sie im bisher konkret Erreichten und in den Zielvorstellungen für die weitern bildungspolitischen Aktivitäten begründet. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, dass in der Schweiz sowohl das realisierte als auch das geplante *Gesamtangebot an Studienplätzen* (Lehrerausbildung und höhere Lehranstalten eingeschlossen) *deutlich hinter jenem in der Bundesrepublik Deutschland zurücksteht.* Auch wenn man einzelne, hier entwickelte und als solche überzogene Vorstellungen über die Höhe der Hochschulzugangsquote nicht teilt, frägt man sich dennoch nicht ohne eine gewisse Besorgnis – und nicht wenige in der Bundesrepublik Deutschland wirkende Hochschullehrer schweizerischer Herkunft tun dies –, ob die Schweiz für den Ausbau des Hochschulbereichs langfristig ausreichende Leistungen erbringt.

Die *schweizerische Volkswirtschaft,* grossenteils basierend auf der Produktion hochwertiger Erzeugnisse, ist angewiesen auf einen kontinuierlichen Fluss an technisch-organisatorischem Fortschritt und damit auf die *Ausschöpfung aller innovatorischen Kräfte.* Um dies sicherzustellen, sollten wenigstens annäherungsweise jene Hochschulzugangsquoten ermöglicht werden, wie sie heute, wenn auch mit gewissen Abstufungen, in westeuropäischen Ländern üblich sind. Setzt man die Gesamtquote der Mehrzahl der unter Einschluss der Lehrerausbildung und der auf verschiedene Sparten ausgerichteten höhern Lehranstalten bei wenigstens 15 Prozent an, so zeigt sich, dass der *Hochschulbereich im allgemeinen und die Universitäten im besonderen dringend eines weitern Ausbaues* bedürfen. Wohl wird bisweilen in der schweizerischen Diskussion es als Erfolg gewertet, dass bis anhin die Einführung eines Numerus clausus vermieden werden konnte. Bedenkt man jedoch, dass in der deutschen Schweiz der Anteil der Maturanden und damit der spezifisch zum Universitätsstudium Berechtigten lediglich etwa 7 Prozent beträgt – in der Westschweiz ohne Genf liegt er mit über 12 Prozent deutlich höher –, so hätte angesichts der an den schweizerischen Hochschulen verfügbaren Studienplätze längst eine strenge Zugangsreglementierung durchgeführt werden müssen, wenn die Prozentzahl der Studienplatzsuchenden auch nur annähernd jene anderer europäischer Länder erreichen würde.

Wohl ist nicht zu übersehen, dass die derzeitigen Stagnationstendenzen in der Wirtschaft und damit verbundenen Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt zu gewissen Vorbehalten gegenüber einem weitern Ausbau der Universitäten geführt haben. Soll aber die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz langfristig sichergestellt werden, ist die Erhöhung der gesamten Hochschulzugangsquote nicht zu umgehen. Hinzu gesellt sich ein weiteres, nämlich die auch in der Schweiz anrollenden, besonders geburtenstarken Jahrgänge der alsdann Zwanzigjährigen. Beide Faktoren zusammen lassen eine Studentenwelle erwarten, die durch den blossen Ausbau der bestehenden Hochschulen, vor allem jener der deutschen Schweiz, nicht mehr gemeistert werden

kann. So erscheinen *Neugründungen* – vergleicht man die entsprechenden Aktivitäten nicht nur in der Bundesrepublik Deutschland, sondern etwa auch in Frankreich, in England, in Schweden und auch in Österreich – geradezu als ein *Gebot der Stunde*. Was die schweizerische Hochschullandschaft vordringlich benötigt, sind allerdings nicht universitäre Gebilde, die irgendwelche Spezialrichtungen pflegen, sondern Neugründungen mit einem breiten Fächerangebot und dadurch mit einem entsprechenden Kapazitätseffekt. In dieser Sicht kann man nur wünschen, dass der diese Notwendigkeiten gezielt aufnehmende *Plan für eine Universität Luzern* bald Wirklichkeit werden möge. Ihre Schaffung vermöchte nicht nur die Zahl der in der Schweiz verfügbaren Studienplätze substantiell zu erhöhen; sie würde überdies die Gesamtentwicklung der Zentralschweiz nachhaltig fördern und in diesem Raum zugleich wertvolle kulturelle Impulse auslösen.

Josua Werner

NACHLEBEN

Notizen nach Dichterjubiläen

Neuer Irrationalismus heisst – nach Tendenzwende und Klimawechsel – die Parole des aktuellen literarischen Betriebs. Zeitungen und Anthologien haben sich längst darauf eingestellt, und unverkennbar gehört dazu eine Stimmung der Resignation. Echte oder bloss vermeintliche Aufschwünge sind verebbt, Hoffnungen enttäuscht; man übt sich darin, dem Weltschmerz das modische Gewand widerwilliger Anpassung, effektvoll drapiert, überzuziehen. Und weil, was noch vor kurzem die Szene beherrscht hat, den Anspruch aufklärerischer Rigorosität erhob, bietet sich als Etikette für das, was jetzt als Rückfall erfahren wird, der Irrationalismus an. Von den *Nouveaux Philosophes* bis zur *Neuen Innerlichkeit* wird – wieder einmal – sichtbar, dass sich die Moden wie Wellenkamm auf Wellental folgen, auf Bewegung eben Gegenbewegung und – wie beim Wetter – auf das Hoch immer wieder das Tief. Unverkennbar ist aber auch, dass diese Wellen des Zeitgeistes nichts weiter als ein Gekräusel über tieferen Strömungen sind. Aktualität ist immer auch eine besondere Form des Nachlebens, sichtbar zum Beispiel an Wiederentdeckungen und Rückbezügen, und sei es über Jahrhunderte hin. Wenn etwa *Hubert Fichte*, der eine besonders feine Sensibilität für Veränderungen der Szene hat, das Trauerspiel *Agrippina* des Barockdichters *Daniel Casper von Lohenstein* dreihundert Jahre nach seiner Entstehung in einer eigenen Bearbeitung vorlegt, so ist das nicht Literaturgeschichte, es ist Nachleben und antwortet auf Fragen, die sich jetzt gerade stellen[1]. Fichte meint wortwörtlich, wir entdeckten uns selbst in Nero und Nero in uns; Lohenstein aber erschrecke uns weit mehr als Sade und Freud, denn er biete «*weder die Absolutionen der Wissenschaft noch die Tröstungen eines mechanischen Weltbildes*». Da wären sie denn

also, die Abgründe des Irrationalismus. Das Beispiel ist übrigens nicht als eine seltene Ausnahme zu betrachten. Die Literatur ist durchsetzt von Wiederaufnahmen und Weiterführungen, und nur die vordergründige Jagd nach dem Neuen und Neusten, der Kult mit der Avantgarde (die ihrerseits ja durchaus nicht vor Rückgriffen zurückschreckt), verdeckt uns vorübergehend die Sicht auf eine Konstante literarischer Kultur: das Gespräch mit der Vergangenheit. Zahlreich sind die Autoren, die in ihrem Werk aufgreifen, was vor ihnen ein anderer geschrieben und gelebt hat. Seit *Georg Büchners* fragmentarischer Novelle *Lenz* ist der Dichter als literarische Figur oftmals anzutreffen, besonders auch in neuerer Zeit, bei *Peter Härtling* zum Beispiel (Niembsch, Hölderlin), bei *Peter Weiss* (Hölderlin), und allerjüngste, im spezifischen Sinne aktuelle Beispiele wären natürlich Texte, in denen *Robert Walser* auftritt, so bei *E. Y. Meyer* («Eine entfernte Ähnlichkeit») und bei *Jürg Amann* («Verirren oder Das plötzliche Schweigen des Robert Walser»).

*

Nachleben: anlässlich runder Geburtstage von Dichtern wird ihm nachgeholfen nicht nur durch die wohlfeilen Gesamtausgaben, die dann erscheinen, auch durch Lesungen, Symposien, Preisverleihungen und Veranstaltungen aller Art. Darüber zu berichten, ist Pflicht der literarischen und kulturellen Ressorts von Zeitungen und Zeitschriften. Leicht könnte darum der Eindruck entstehen, unser Geistesleben sei beherrscht von Jubiläen –, mindestens in letzter Zeit hatten es die Promotoren in dieser Hinsicht streng. Zwei Beispiele, auf unser Thema hin betrachtet, seien hier angeführt. Der achtzigste Geburtstag von *Bertolt Brecht* fiel in eine Zeit, in der die Theaterleute nicht mehr so recht wollen. Man spricht von der Brecht-Müdigkeit, und es ist vor allem der hundertmal durchkonjugierte Inszenierungsstil, der sie bewirkt hat. Keiner traut sich im Moment noch zu, unbefangen an die Aufgabe heranzutreten. Man soll, so heisst es denn da und dort, den Brecht für die Bühne eine geraume Zeit lang ruhen lassen. Längst stellt sich inzwischen auch die Frage, ob insbesondere das Lehrstück nicht eine Sackgasse gewesen sei, oder – was Brecht und seine Jünger gehofft haben – ob sich darin das Theater der Zukunft (in einer sozialistischen Gesellschaft) andeutete[2]. Was die Bühne betrifft, so scheint jedenfalls die Lust momentan eher gering, Brecht auf den Spielplan zu setzen, ob nun aus Gründen der Übersättigung und aus dem Gefühl heraus, da sei ja ohnehin alles schon versucht worden, oder doch auch aus veränderten geistigen und politischen Voraussetzungen heraus. Für Brechts Nachleben dürfte indessen diese Pause durchaus nicht nur nachteilig sein. Der Verlag hat übrigens die sämtlichen Stücke in einem Band herausgegeben, um so das gesamte dramatische Schaffen des Dichters dem Leser zur Verfügung zu halten, damit er es «auf der inneren Bühne» spielen lasse. Die verführerische Gewalt der Bühnendarstellung soll für eine Weile ausgeschaltet werden[3]. In die gleiche Richtung, Brecht als einen Autor für Leser – nicht ausschliesslich für Zuschauer – vorzustellen, verweist die stärkere Beschäftigung mit seiner Lyrik. Den erstaunlichen Reichtum des lyrischen Werks zu erschliessen, die Vielfalt der Töne und Tonarten und die

Sprachkraft der Gedichte zu erfahren, in diese Richtung – scheint mir – hat das Nachleben des Bertolt Brecht in diesen Tagen eine Wende genommen[4].

Der zweite Fall, der wie kein anderer von sich reden gemacht hat, betrifft *Robert Walser*. Könne man, so fragte ein Kommentator des Walser-Zirkus von Zürich, ein dichterisches Werk «*zum Überleben zwingen*»? Ich zitiere die Wendung, um anzudeuten, dass es an falschen Tönen in diesem Zusammenhang auch nicht gefehlt hat. Den Grossveranstaltungen wie Verleihung des Zentenarpreises Robert Walser an *Ludwig Hohl*, der Lesung aus Robert Walsers Werk durch eine starke Mannschaft prominentester Gegenwartsautoren im Kongresshaus, dem Walserfest im Volkshaus und dem Kritikergespräch an der Universität entsprach (gewissermassen als Motivation publikumsattraktiver Gewaltakte) die Legende vom verkannten Dichter. Dass Robert Walsers Ruhm immer grösser war als die Verbreitung und der Absatz seiner Bücher, wurde da kunstgerecht in ein Verschulden der literarischen Kritik umgemünzt –, obgleich man nicht nur wissen müsste, dass der Mechanismus literarischer Meinungsbildung um einiges komplizierter ist als die schlichte Gleichung vom grossen Lob gleich grosser Verbreitung, sondern auch bei Anlass des Walser-Jubiläums vor Augen geführt bekommen hat, dass es dem Dichter an Anerkennung eigentlich nicht gefehlt hat, wohl aber am durchschlagenden Erfolg[5]. Er konnte mit allem, was er vor seinem Verstummen in der Anstalt Herisau schrieb, nicht «epochemachend» werden, weil ihn die «Epoche» nicht gebührend zur Kenntnis nahm. Einzelne ihrer Exponenten erkannten durchaus, was da vorlag; von Kafka über Hesse und Musil, von Josef Viktor Widmann bis zu Max Brod gibt es eine imponierende Reihe von Schriftstellern und Kritikern, die ihn in seinem eigensten Wert erkannt haben, und Walsers Nachleben im inneren Kreis der Literatur ist reich bezeugt auch durch die jüngeren und nachgeborenen Autoren, die sich mit ihm auseinandersetzen. Es scheint indessen von entscheidender Bedeutung für das Fortkommen eines künstlerischen Werks zu sein, dass es seinen Durchbruch noch zur Zeit seiner Entstehung erlebt, dass es weithin sichtbar wird eben in der Szene, aus der es hervorgegangen ist.

Dass dies in Walsers Fall nicht geschah, hat Ursachen, die wohl am wenigsten bei der zeitgenössischen Kritik liegen. Und nicht zuletzt liegen sie bei diesem Autor selbst, der alle Versuche, ihn zum Erfolgsschriftsteller zu machen, konsequent durchkreuzt hat. Vor allem aber ist die Eigenart seiner Kunst, wie sie zum Beispiel Robert Musil in seiner Rezension der *Geschichten* (1914) beschreibt, keine leicht zugängliche Sache. Wenn da Missverständnisse aufgekommen sind, so liegt das im Werk Walsers tief begründet, das zu verstehen sprachliche und literarische Sensibilität von hohen Graden voraussetzt. Man kann nicht einmal behaupten, es sei nicht schon früh versucht worden, dem Verständnis vorzuarbeiten, interpretierend und erklärend das Missverständnis abzuwenden, es handle sich da um einen harmlosen Idylliker. Aber das, worauf es hier ankommt, drang nicht durch oder blieb der Geheimtip der Literaten. *Jochen Grewen*, der verdienstvolle Herausgeber des Gesamtwerks, das nun auch in einer handlichen Ausgabe zu erschwinglichem

Preis jedermann zur Verfügung steht, sagt mit Bezug auf die heutige Situation, der Dichtung Walsers gegenüber gebe es noch immer kein Vorwissen. Dies aber ist die Situation der Kritik ganz allgemein, wenn sie eine Neuerscheinung zu beurteilen hat. Vorwissen meint, was durch längere Erfahrung und Auseinandersetzung mit einem Werk entsteht, was auf Entwicklungen der Rezeption, frühere Eindrücke und Einsichten und allenfalls deren Korrekturen abstellen kann. Literatur erscheint da oft als ein Spiel zwischen Eingeweihten; es gibt das Mitläufertum und den Vorauskonformismus, auch die Parolengläubigkeit der Aktualität. Aber das alles ist zugleich die Transmission, die erstes Überleben ermöglicht. Bei Walser also hat sie nicht gespielt. Nach wie vor ist der Leser auf seine Sensibilität angewiesen, auf die Fähigkeit, den ersten Sätzen, dem Vokabular, dem Rhythmus, der mehrschichtigen Stillage abzuhorchen, wie das Ganze zu sehen sei. Dass mehr Leser als bisher an Robert Walser diese Sensibilität erproben können, ist das Verdienst Grewens und des Suhrkamp-Verlages, der die Gesamtausgabe von Kossodo übernommen und in grosser Auflage herausgebracht hat[6].

Möglich immerhin, dass dieser liebenswürdige und freilich alles andere als harmlose Autor, dessen Geschichten – frei nach Musil – nur «*positiv Gesinnte und Frauen mit starker Caritas ... spielerisch finden*» werden, auf eine aktuelle Situation stösst, die seinem Nachleben günstig ist. Er war (und wollte sein) ein Aussenseiter. Da gibt es heute allerdings höchst merkwürdige Paradoxien zu beobachten, weil doch der Aussenseiter per definitionem nicht gut eine Massenerscheinung sein kann. Eine Epoche, die ihn geradezu hätschelt, nimmt ihm damit die Grundlagen seiner Existenz. Walsers tragische Vita, wie sie *Robert Mächler* in seiner sympathischen Biographie dargestellt hat, diese graziöse, tänzerische und doch auch erschreckende Bewegung ins Out, eignet sich überhaupt nicht für Bekenntnisse. Hier ist kein Vorbild. Man täte ihm grösstes Unrecht, ihn dennoch dazu zu machen, es sei denn in jenem Sinne, wie er es selbst im Prosastück *Der Schriftsteller* beschrieben hat: Man spreche nicht umsonst von «*Helden der Feder*», was vielleicht ein trivialer Ausdruck sei; aber ein Feuerwehrmann sei auch etwas Triviales, obschon nicht ausgeschlossen sei, dass er «*gesetzten Falls ein Held und ein Lebensretter sein kann*». Dem «*aufopfernden Bemühen eines Schriftstellers*» dürfte es vorbehalten bleiben, «*dem achtlos und gedankenlos dahinflutenden Strom des Lebens Schönheitswerte, die eben am Ertrinken und Untergehen sind, mit Gefahr seiner Gesundheit zu entreissen ...*».

*

Nicht der Held und Lebensretter ist es, der in *Jürg Amanns* Prosatext («Roman» scheint mir eine irreführende Bezeichnung dafür) *Verirren oder Das plötzliche Schweigen des Robert Walser* auftritt, sondern der Schriftsteller, der plötzlich zu schreiben aufhört, aus dem Leben und aus der Welt sich zurückzieht und fortan ausserhalb steht, desinteressiert an allem, was in der literarischen Welt geschieht, auch am Nachleben seines eigenen Werks[7]. Dieses Werk ist abgeschlossen, wenn Walser «*aus der Welt hinausgeht und ins Irrenhaus hinein*», das ihm ein Kloster ist, wo er «*im Windschatten der Weltverrücktheiten und des Existenzirrsinns*»

über sich in aller erdenklichen Ruhe nachdenken will: «*Nicht mehr schreiben, wissen Sie, nicht mehr denken, nur noch nach-denken.*» Meist referiert der Doktor Hinrichsen, Direktor des Irrenhauses von Herisau, über das, was Walser gesagt habe. Sein Gesprächspartner ist Carl Seelig. Hinrichsen wiederholt in indirekter Rede, was Robert Walser gesagt haben soll. Manchmal wechselt er die Form und rekonstruiert den authentischen Ausspruch, zum Beispiel so: «*In diesem Land, sagte er, sind ja die Menschen alle so normal, dass man sich in seine Irrenhäuser flüchten muss, wie ich mich in die Irrenanstalt oder Nervenanstalt von Herisau, wie sie das auch nennen, geflüchtet habe, um endlich wieder einmal nach Jahren einem interessanten Charakter zu begegnen, und sei es nur mir, Walser, selber, sagte Walser, der ich auch hier meine ja schon ins Gemeingefährliche hinein gegangene Normalität habe ablegen können und mir also überhaupt vielleicht zum erstenmal begegnen. Denn im Grunde, fügte er hinzu, das können Sie mir glauben, Herr Seelig, bin ich ein ganz interessanter Charakter.*» Man sieht, worum es dem Verfasser dieses jüngsten Prosawerks, in welchem Robert Walser vorkommt, vor allem zu tun ist: um Weltflucht, um Abkehr von der Normalität, um den «Windschatten». Jürg Amann schreibt gewandt, allerdings nicht ohne Manieriertheit, wobei er sich freilich weniger auf Walsers, weit mehr auf Thomas Bernhards Vorbild stützt: man darf wohl sagen, es «bernhardet sehr» in diesem Text. Abgesehen von der Tatsache des Verstummens eines Dichters, die biographisch belegt ist, gibt es eigentlich wenig, was auf Wahlverwandtschaft des Autors mit seiner Figur, auf ein Berührtsein durch seine unverwechselbare Art hindeutete. Das Thema ist der verkannte Dichter, der auf seine Art die Konsequenzen zieht. Aber ist das nun Nachleben, ist es Inspiration eines Nachgeborenen durch das Werk und das künstlerische Schicksal eines Verstorbenen? Zugegeben, für die Beurteilung der Prosaarbeit von Jürg Amann ist das am Ende ohne Belang. Aber wenn ein Autor einen andern zur Hauptfigur einer Erzählung macht, so hat das in der Regel seine Gründe. Walser selbst übrigens hat sich in seinen kleinen Prosastücken wiederholt mit Literatur, mit Dichtern befasst, zum Beispiel mit Clemens Brentano: «*Es war ihm alles noch schön und doch zugleich so furchtbar, noch so lieb und gut und doch so zerrissen, und nächtlich war alles, und wüst und er selber war seine eigene Wüste. Oftmals, beim Anhören eines Tones meinte er zurücksterben zu können in die vorigen heissen, empfindungsvollen Sicherheiten, in die bewegliche reiche warme Stärke von früher. Wie gespiesst auf einen Eisberggipfel kam er sich vor, schrecklich, schrecklich. – – –*» Erstaunlich, wie sich hier Walsers Diktion unmerklich dem Rhythmus Brentanos annähert, wie er etwas aufgreift, was tatsächlich den späten Brentano kennzeichnet: das Zerreissen der bunten, schimmernden Welt. Die Beziehung zu Walsers Leben ist offensichtlich, die Umdeutung ein Fall von Nachleben. Es gibt bei Walser andere Literatur- und Dichterstücke, *Kotzebue* zum Beispiel, oder *Büchners Flucht*, *Birch-Pfeiffer*, *Lenz:* unverkennbar geht es um die Frage von Erfolg oder Vergessenwerden. Kotzebue, sagt er, habe «*einer freundlich-anhänglichen Nachwelt seine massiven, sämtlichen, gepressten, gedruckten, in Kalbsleder gebundenen, gekotzten und gebutzten Wer-*

ke hinterlassen», und dennoch dürfe man sich erdreisten zu sagen, er werde kaum je wieder gelesen werden. Bei Jürg Amann hat es den Anschein, es gehe ihm nicht um Walser, aber um das Verstummen, um den Entschluss, schriftstellerisches Schaffen einzustellen. Resignation, die aktuelle Stimmungslage, findet hier einen Ausdruck: Verzicht auf Wirkung, vielleicht das Gefühl der Fruchtlosigkeit, Frustration. Was Jürg Amann sozusagen als Motivation für seinen Prosatext anführt, ist – Bernhardscher Diktion nachempfunden – «*die widerwärtigste Hoffnungslosigkeit*». Das heisst, es wird eine Stimmung, ein nachweisbarer Zustand dieser Zeit am Thema Robert Walser dargestellt. Nachleben ist am Ende auch das; aber es zeigt sich dabei, wie willkürlich der Zeitgeist sich aneignet, was er gebrauchen kann. Dass Robert Walsers Werk viele Seiten hat und andere als die hier allein herausgestellte, dies hoffentlich dürfte durch die Vorträge, Symposien und vor allem durch die mustergültige Edition des Werks, durch die Bücher über Robert Walser und die neu belebte Auseinandersetzung mit dem Dichter gesichert sein.

*

Neuer Irrationalismus, sagten wir, sei die neue Parole [8]. Vielleicht nicht für lange. Denn 1978 ist das Jahr, in welchem sich Voltaires und Rousseaus Tod zum zweihundertsten Male jährt. Biographien, Essays, Tagungen, Symposien stehen bevor. Die Medien rüsten sich. Und keine Frage ist, dass weder Voltaire noch Rousseau tot sind. Für beide gilt, was *Jean Orieux* in seiner 1966 erstmals erschienenen Biographie Voltaires über diesen geschrieben hat [9]: dass er nämlich ein unveränderlicher Strahl der Intelligenz, ein Hauch des Geistes sei, der alle Geister durchdringe, die sich für Freiheit und Gerechtigkeit einsetzen. Im Blick auf die Dimensionen, die hier aufbrechen, dürfte die aktuelle Welle der Resignation mehr nicht sein als ein Augenblick der Schwäche oder ein Atemholen.

Anton Krättli

[1] Lohensteins Agrippina, bearbeitet von Hubert Fichte. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1978. – [2] Auf Anregung Bertolt Brechts: Lehrstücke mit Schülern, Arbeitern, Theaterleuten. Herausgegeben von Reiner Steinweg. edition suhrkamp, Frankfurt am Main 1978. – [3] Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1978. – [4] Ausgewählte Gedichte Brechts mit Interpretationen. Herausgegeben von Walter Hinck. edition suhrkamp, Frankfurt am Main 1978. – [5] Über Robert Walser, Band 1 und 2. Herausgegeben von Katharina Kerr. suhrkamp taschenbuch, Frankfurt am Main 1978. – [6] Robert Walser Werkausgabe, herausgegeben von Jochen Grewen. edition suhrkamp, Frankfurt am Main 1978. – [7] Jürg Amann, Verirren oder das plötzliche Schweigen des Robert Walser. Verlag Sauerländer, Aarau und Frankfurt am Main 1978. – [8] Literaturmagazin 9, Der neue Irrationalismus. Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek bei Hamburg 1978. – [9] Jean Orieux, Das Leben des Voltaire. Aus dem Französischen von Julia Kirchner. Neuausgabe im InselVerlag, Frankfurt am Main 1978.